

Michael Caine, *Die verdammten Türen sprengen*



Michael Caine

DIE VERDAMMTEN TÜREN SPRENGEN

und andere Lebenslektionen

Aus dem Englischen
von Gisbert Haefs und Julian Haefs



Alexander Verlag Berlin

*Für Shakira, Niki, Natasha, Taylor,
Allegra und Miles – und für Sie.*

INHALT

7 Einleitung

Teil I: DER ANFANG

- 15 Kapitel 1: Es ist egal, wo man anfängt
35 Kapitel 2: Vorsprechen fürs Leben
53 Kapitel 3: Die Schwierigkeiten nutzen
66 Kapitel 4: Die richtigen Dinge tun

Teil II: DURCHBRUCH

- 87 Kapitel 5: Erfolg haben ist erst der Anfang
97 Kapitel 6: Die Probe ist die Arbeit
113 Kapitel 7: Weniger ist mehr
127 Kapitel 8: Ernsthaft Spaß haben
140 Kapitel 9: Anweisungen befolgen
158 Kapitel 10: Das große Ganze

Teil III: AUF LANGE SICHT

- 173 Kapitel 11: Ein Star sein (oder Warum ich nie
Wildlederschuhe trage)
195 Kapitel 12: Aufstieg und Fall
215 Kapitel 13: Anständiges Benehmen
233 Kapitel 14: Niemals zurückblicken (nur manchmal)
248 Kapitel 15: Alt werden und jung bleiben
264 Kapitel 16: Ein Leben in Balance
- 281 Epilog
284 Dank

ANHANG

- 288 Glossar
- 289 Filmografie (Auswahl; alle im Buch erwähnten Film- und Fernsehproduktionen mit Caines Beteiligung)
- 293 Erwähnte Bühnenstücke
- 293 Erwähnte Film- und Fernsehproduktionen ohne Caines Beteiligung
- 296 Titelregister
- 304 Personenregister

EINLEITUNG

Als ich das erste Mal in den Vereinigten Staaten war, hatte ich gerade *Alfie* gedreht. Ich saß allein in der Lobby des Beverly Hills Hotels und hörte, wie ein Helikopter im Garten gegenüber landete. Der Portier sagte mir, das sei völlig illegal. Er und ich standen vor der Tür, um zu sehen, wer da so schamlos das Gesetz missachtete – vermutlich der Präsident der USA oder wenigstens der des Beverly Hills Hotels. Über den Sunset Boulevard kam, eins neunzig groß und in voller Cowboymontur, aus einer wirbelnden, von der Sonne durchschossenen Staubwolke die unverkennbare Gestalt von John Wayne geschritten. Ich stand da mit offenem Mund, er bemerkte meinen Blick, änderte die Richtung und kam zu mir herüber. »Wie heißt du, Kid?«, fragte er.

Es gelang mir, »Michael Caine« zu krächzen.

»Ja, richtig«, stimmte er zu, wobei er den Kopf neigte. »Du warst in dem Film *Alfie*.«

»Ja«, sagte ich. Mein Beitrag zur Unterhaltung war nicht wirklich bedeutend.

»Du wirst ein Star, Kid«, sagte er. Er legte mir den Arm um die Schultern. »Aber wenn du einer bleiben willst, merk dir das: Sprich leise, sprich langsam und sag nicht zu viel.«

»Danke sehr, Mr. Wayne«, sagte ich.

»Nenn mich Duke.« Er knuffte mir in den Arm, wandte sich um und stapfte davon.

Es war ein berauschender Hollywood-Moment für einen ehrgeizigen jungen Schauspieler bei seinem ersten Besuch in der

Stadt der Träume. Und es war ein großartiger Ratschlag für jeden, der in Western spielen und seine sämtlichen Dialogzeilen vom Rücken eines Pferdes aus sagen würde. Sprich leise und langsam, damit du die Pferde nicht scheu machst, und sag so wenig wie möglich, bevor das Pferd durchgeht. Aber es war kein so großartiger Rat für einen wie mich, einen Schauspieler, der alle möglichen Figuren spielen sollte, mit tonnenweise Dialog und meistens, zum Glück, mit beiden Beinen fest auf dem Boden.

Ich werde oft gefragt, was ich Schauspielern¹ raten könne, die noch ganz neu in diesem Geschäft sind. Und viele Jahre lang lautete meine Antwort: »Hör nie auf alte Schauspieler wie mich.« Bevor John Wayne mich mit seinen weisen Worten bedachte, hatte ich nämlich ältere Schauspieler immer gefragt, was ich tun sollte, und das Einzige, was sie mir je gesagt hatten, war: aufgeben.

Aber seit ich älter geworden bin, habe ich über mein Leben nachgedacht, wie ältere Leute das oft tun. Und mir ist klar geworden, dass ich in meinen sechzig Jahren im Filmgeschäft und meinen fünfundachtzig Lebensjahren viele nützliche Ratschläge bekommen habe – von Marlene Dietrich, Tony Curtis und Laurence Olivier unter vielen anderen –, und dass ich aus meinen vielen glänzenden Erfolgen und meinen vielen katastrophalen Fehlschlägen eine Menge nützlicher Lektionen lernen konnte. Ich begann zu glauben, ich könnte etwas Besseres abliefern als: »Hör nie auf Ratschläge.« Eigentlich wäre mein Ratschlag jetzt: Hören Sie nicht auf *diesen* Rat.

Dieses Buch ist das Ergebnis dieser Überlegungen. Ich wollte auf mein Leben zwischen Elephant and Castle und Hollywood

1 Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden meist die männliche Form verwendet, es ist jedoch immer die weibliche Form mitgemeint. (Anm. d. Red.)

zurückschauen, vom Hansdampf Alfie zu Batmans Butler Alfred, mit allen Erfolgen und allen Fehlschlägen, allem Spaß, allem Elend und allen Kämpfen, den Komödien, Dramen, Romanzen und Tragödien des Lebens – und aus all dem meine Lehren ziehen und weitergeben, nicht nur an aufstrebende Filmschauspieler, sondern an alle.

Einige meiner »Lektionen« beziehen sich ausschließlich auf die Filmschauspielerei. Ich hoffe aber, dass die meisten auch Sie irgendwie ansprechen werden. Vielleicht müssen Sie nicht für Filmrollen vorsprechen, aber in gewisser Weise ist das Leben immer eine Art Vorsprechen: Jeder hat Momente, in denen er sich komplett für etwas einsetzen muss. Nicht jeder wird Dialogzeilen auswendig zu lernen haben, aber jeder muss irgendwann zusehen, dass er richtig vorbereitet ist. Wir alle müssen mit schwierigen Leuten umgehen, und wir alle müssen lernen, ein Gleichgewicht zwischen unserem beruflichen und privaten Leben zu finden.

Was man braucht, um ein Star in der Filmwelt zu sein, unterscheidet sich kaum von dem, was man braucht, um in jeder anderen Welt ein Star zu sein (man benötigt nur ein bisschen mehr Glück).

Und wenn Ihnen die sogenannte Weisheit dieses alten Mannes völlig egal ist? Dann hoffe ich, Sie werden sich trotzdem amüsieren. Im Verlauf des Buchs erzähle ich Geschichten aus meinem Leben – einige alte, einige neue, viele mit großem Staraufgebot und alle hoffentlich unterhaltsam. Sie sollen helfen, die größere Geschichte zu erzählen, wie ich von da, wo ich angefangen habe, nach dort, wo ich landete, gekommen bin, und von den Fehlern, die ich gemacht habe, dem Spaß, den ich hatte, und dem, was ich unterwegs gelernt habe.

Was für John Wayne richtig war, konnte für mich nie funktionieren. Deshalb nehme ich nicht an, dass das, was für mich

funktioniert hat, notwendigerweise für Sie richtig ist. Die Welt, in der ich aufgewachsen bin, war ganz anders als die heutige, und die Kämpfe, die ich in den Fünzigern und Sechzigern als junger weißer Schauspieler aus der Arbeiterklasse zu bestreiten hatte, werden nicht die gleichen sein wie Ihre.

Und ich weiß, dass ich im Leben mehr Glück und gutes Timing hatte, als mir eigentlich zustand. Als junger Kerl aus der Arbeiterklasse war ich in den Sechzigern zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Das weiß ich. Tausende Schauspieler waren damals so gut wie ich und besser, aber sie haben die Chancen nicht bekommen. Auch das weiß ich. Und ich weiß, dass in den 1960ern für Jungs aus der Arbeiterklasse wie mich zwar plötzlich Rollen geschrieben wurden und Welten sich auftaten, dass solch ein Durchbruch aber für Frauen und Leute mit anderer Hautfarbe noch Jahrzehnte entfernt war. Ich habe viele Jahrzehnte gebraucht, um zu begreifen, welche Kämpfe – nicht nur um die Rollen, sondern auch um Würde und anständige Behandlung – Frauen im Filmgeschäft und vielen anderen Industriezweigen seit Jahren bestreiten, und ich lerne immer noch dazu.

Auch privat habe ich im Leben das ungeheure Glück gehabt, meiner Frau Shakira zu begegnen und mit ihr siebenundvierzig wunderbare Jahre zu verbringen. Ich bin gesegnet mit zwei unglaublichen Töchtern, drei kostbaren Enkelkindern und einer Gruppe enger, zuverlässiger Freunde.

Ohne Glück kann im Film oder sonstwo niemand Erfolg haben. Aber ich hatte nicht *nur* Glück. Ich hatte auch jede Menge Pech. Und ich habe mich nie auf meinen Lorbeeren ausgeruht. Ich habe hart gearbeitet, mein Handwerk erlernt, meine Gelegenheiten genutzt und einfach verbissen weitergemacht, wenn andere längst aufgegeben hätten.

Niemand besitzt das eine geheime Erfolgsrezept. Keiner kann einem Reichtum und Ruhm versprechen – übrigens

würde ich auch nicht empfehlen, sich das zu wünschen. Viele Schauspieler wissen so viel wie ich oder mehr über das Geschäft. Aber wenn Sie wissen möchten, wie ein sehr glücklicher Mann ans Ziel gekommen ist, das Pech überwunden, alles nur Mögliche aus dem Guten herausgepresst, haufenweise Fehler gemacht, aber versucht hat, aus ihnen zu lernen, wobei er das tat, was er liebte, und unterwegs jede Menge Spaß hatte, dann los!



TEIL I

Der Anfang



Es ist egal, wo man anfängt

»... Du siehst nicht mal die Schätze, auf denen
du mit den Füßen herumtrampelst.«

Walter Huston zu Humphrey Bogart in
The Treasure of the Sierra Madre, 1948

Wenn ich mich heute umschaue und dorthin zurückblicke, woher ich komme, und dann, nur um ganz sicher zu sein, die Ansicht noch einmal überprüfe, denke ich manchmal immer noch: Was? Ich? Nein. Ihr wollt mich wohl foppen. Manchmal kommt es mir immer noch vor wie ein unmöglicher Traum. Lektion Nummer eins: Ich bin der lebende Beweis dafür, dass man es schaffen kann, egal, wo man im Leben anfängt. Betonung auf *kann* – nicht *wird*. Keine Versprechungen.

Ich wurde vor ungefähr einer Million Jahren geboren, 1933, mitten in der schlimmsten Wirtschaftskrise, die dieses Land je erlebt hat, und sechs Jahre, bevor sie durch eine noch größere Katastrophe beendet wurde, den Zweiten Weltkrieg. Meine Mutter war Putzfrau und hatte – was ich aber erst nach ihrem Tod erfahren habe – schon einen Sohn, um den sie sich insgeheim liebevoll kümmerte. Mein Vater war ein intelligenter, aber völlig ungebildeter – oder »untergebildeter«, was für die damalige Arbeiterklasse typisch war – Träger auf dem

Fischmarkt von Billingsgate. Wir wohnten in einer winzigen Zweizimmerwohnung in einem umgebauten viktorianischen Haus in Camberwell, damals eines der ärmsten Viertel im schmutzigen, vermogten London, drei Stockwerke über der Straße und fünf über der einzigen Toilette im Garten. Ich litt an Rachitis, einer typischen Arme-Leute-Krankheit, die die Knochen verformt, und ich humpelte in orthopädischen Schuhen diese Treppen rauf und runter.

Drei Jahre nach mir kam ein weiterer Sohn, Stanley, und noch einmal drei Jahre nach Stanley kam der Zweite Weltkrieg. Während der Bombardierung von London wurden mein Bruder und ich, drei und sechs Jahre alt, evakuiert und fanden uns in der Obhut verschiedener und ziemlich enttäuschender neuer Familien wieder. Meine gab mir jeden Tag eine Dose Sardinen auf Toast zu essen und schloss mich in einem Schrank unter der Treppe ein, wenn sie am Wochenende wegfuhr. Mein Körper war mit Wunden übersät, als meine Mutter auftauchte und mich rettete, sobald die Deutschen die Bahnstrecken nicht mehr bombardierten, aber erst, als ich schon lebenslange Klaustrophobie und einen absoluten Hass auf Kindesmisshandlungen entwickelt hatte.

Mit sechzehn verließ ich die Schule mit ein paar dürftigen Zeugnissen, fand und verlor verschiedene Bürojobs, und mit achtzehn wurde ich zum Militärdienst eingezogen, wo ich zuerst mein Möglichstes tat, um bei der alliierten Besetzung des besiegten Nachkriegsdeutschlands zu helfen, und dann aufbrach, um in Korea von Kommunisten beschossen zu werden.

Großbritannien war damals eine der schlimmsten Klassengesellschaften der Welt, und ich war, wie man mir jeden Tag mitteilte, am untersten Ende der Leiter. Natürlich gab es überall auf der Welt Millionen Menschen, die ein viel schlimmeres Leben hatten als ich, aber davon wusste ich nichts. Ich wusste nur, dass ich arm war und zur Arbeiterklasse gehörte.

In vieler Hinsicht war das kein toller Anfang – egal für was, und schon gar nicht für eine Filmstar-Karriere. Aber für den Star dieses Anfangs – Maurice Joseph Micklewhite, wie ich armer Kerl damals hieß – fühlte sich die Kindheit nie wie eine rührselige Geschichte an. Ich kannte nichts anderes, ich wurde geliebt, meine Mutter und mein Vater waren großartige Eltern, und selbst die schlimmsten Zeiten schienen mir etwas Gutes zu bringen.

Der Zweite Weltkrieg war eines der schrecklichsten, tragischsten Ereignisse des 20. Jahrhunderts. Aber für mich war es eine der besten Zeiten überhaupt. Für diesen dünnen, sechs Jahre alten Slumbewohner bedeutete es, evakuiert zu werden und der Bombardierung zu entgehen – beim zweiten Mal zusammen mit meinem Bruder und unserer Mutter. Wir wurden aus dem im Rauch erstickenden London ins wunderbare ländliche Norfolk gebracht, wo ich an der frischen Luft herumlaufen und Äpfel klauen und mit einem schweren Zugpferd namens Lottie spielen konnte. Wie alle anderen war ich gezwungen, mich fünf Jahre lang von Bio-Lebensmitteln zu ernähren: Es gab keine Chemikalien, die man aufs Land oder ins Essen hätte streuen können, denn sie wurden alle für Sprengstoffe und Munition benötigt. Es gab ganz wenig Zucker, keine Süßigkeiten, keine kohlenensäurehaltigen Getränke, aber kostenfreien Orangensaft, Lebertran, Malzextrakt und Vitamine. Für die meisten Leute waren die Rationierungen schlimm, aber für solche wie mich stellte die karge Ernährung in Kriegszeiten eine große Verbesserung dar. Die Symptome meiner Rachitis besserten sich, ich war geheilt und schoss in die Höhe wie Unkraut.

Wegen des Krieges bekam ich die Gelegenheit zur sogenannten II-Plus-Prüfung^{*2}, um einen Platz in einer guten weiterführenden Schule zu erhalten: damals ganz ungewöhnlich für

2 Begriffserklärungen siehe Glossar

einen Jungen mit meinem Hintergrund. Mein Vater überlebte Dünkirchen, El Alamein und die Befreiung Roms – ich habe immer noch die Postkarte, die er mir aus Dünkirchen zum sechsten Geburtstag schickte, und den Rosenkranz, den ihm der Papst 1944 zum Dank schenkte – und kam zu uns zurück, müder, trauriger, aber eine tägliche Erinnerung daran, wie viel Glück wir hatten: Das Telegramm, vor dem wir uns die sechs Kriegsjahre jeden Tag gefürchtet hatten, war nie gekommen. Und als ich nach dem Krieg wieder in London war, zwölf Jahre alt, immer noch dünn, aber inzwischen eins achtzig groß – schon volle zehn Zentimeter größer als mein Vater –, wurden wir in Elephant and Castle in einem Fertighaus untergebracht. Es hatte elektrisches Licht, heißes Wasser, ein richtiges Bad, einen Kühlschrank und – das war das Allerbeste – eine Toilette. All das hatten wir zum ersten Mal, und für uns fühlte es sich an wie Luxus.

Ich habe früh gelernt, dass alles, egal wie tragisch, für einen persönlich gute Seiten haben kann. Ich habe gelernt, das Gute in schrecklichen Situationen zu finden. Rückblickend möchte ich noch eine weitere Lektion hinzufügen, die ich damals bestimmt nicht als solche hätte begreifen können (ich wünschte, ich hätte es): Wenn ich es schaffen kann, gibt es Hoffnung für uns alle. Egal, wo man im Leben anfängt, man kann aufstehen und einen Weg finden.

Lernen Sie, was Sie können, aus dem, was Sie kriegten

Keiner von uns kann sich seine Kindheit aussuchen, ebenso wenig wie seine Familie, seine Lebensumstände oder das Zeit-

alter, in das er geboren wird. Aber ganz gleich, wo wir uns befinden, es gibt immer etwas, was wir lernen können. Und mehr als je zuvor begreife ich heute, welche wichtigen Lektionen ich aus den guten und den schlechten Teilen meines frühen Lebens gelernt habe.

Mein Vater hat mich gelehrt, mehr vom Leben haben zu wollen, als ich eigentlich kriegen sollte. Meine Mutter hat mich die Dinge gelehrt, die ich brauchte, damit ich losziehen und es erreichen konnte. Zusammen haben sie mir eine wunderbare Startrampe geboten – und eine wunderbare Grundlage.

Mein Vater war ein brillanter, intelligenter und witziger Mann, für meinen Bruder und mich ein Held. Er konnte einfach so aus Einzelteilen ein Radio basteln. Aber wie viele seiner Generation war er nicht sehr gut im Lesen und Schreiben, und weil er ungebildet war, kam er nur für körperliche Arbeit infrage. Mein Vater war kein trällernder Cockney-Spatz. Eigentlich war er nie wirklich glücklich. Er verabscheute seine Lage zutiefst, hatte aber keine Hoffnung, etwas daran zu ändern. Ich habe ihn oft angesehen und gedacht: Himmel, was hätte dieser Mann mit anständiger Bildung alles tun können? Und dann: Himmel, ich muss zusehen, dass ich eine anständige Bildung kriege, oder ich werde enden wie er, jeden Morgen um vier Uhr aufstehen und den Tag damit verbringen, eiskalten Fisch mit einer Karre hin- und herzuschieben und dann meinen ganzen Lohn bei Pferderennen verspielen. Als mein Vater mit sechsundfünfzig Jahren im St. Thomas Hospital starb, war ich bei ihm. Er hatte drei Shilling und acht Pence in den Taschen, und das war alles, was er vorweisen konnte nach einem Leben, in dem er wie ein Lasttier geschuftet hatte. Als ich das Krankenhaus verließ, schwor ich, dass ich etwas aus mir machen und dass meine Familie nie wieder arm sein würde.

Meine Mutter brachte mich auf den Weg zum Erfolg, indem sie mir meine erste Rolle als Schauspieler gab. Mit drei Jahren

hatte ich einen regelmäßigen Auftritt in einem Zweipersonenstück: Ich öffnete unsere Tür für die ahnungslosen Mitspieler in verschiedener Besetzung – für die örtlichen Schuldeneintreiber. Ich hatte nur eine Zeile zu sprechen: »Mummy ist nicht da.« Tür zu, Abgang die drei Treppen hoch zu unserer winzigen Wohnung.

Es ist eine nette Geschichte, und sie ist wahr. Aber was meine Mutter mir gegeben hat, ging viel tiefer. Sie hat mich zu dem Mann gemacht, der ich bin.

Als mein Vater in den Krieg zog, war ich sechs und mein Bruder Stanley war drei. Meine Mutter hat nicht geweint, als mein Vater auf den Lastwagen kletterte, der bald nicht mehr zu sehen war. Dann hat sie sich umgedreht, uns angeschaut und gesagt: »Euer Vater ist weg. Jetzt müsst ihr beide euch um mich kümmern.«

»Ja klar, Mum«, sagten wir beide. »Tun wir. Mach dir keine Sorgen.« Das war natürlich gelogen. Wir konnten uns unmöglich um sie kümmern, und sie brauchte uns auch gar nicht: Sie ließ sich nicht unterkriegen und konnte gut für sich selbst sorgen. Was ein Glück war, denn mein Vater blieb sechs Jahre weg. Aber dieser feierliche Moment gab mir ein unglaubliches Gefühl von Verantwortung, das mich im ganzen Leben nicht verlassen hat. Ich wollte immer für die Menschen um mich herum sorgen und hatte immer ein schreckliches Schuldgefühl, wenn ich das nicht konnte.

Gleichzeitig brachte Mum mir bei, mich zu entspannen, Spaß zu haben, zu lachen und mich selbst nicht allzu ernst zu nehmen. Sie hatte ein schweres Leben, aber anders als mein Vater ließ sie sich nicht von Verbitterung oder Selbstmitleid niederdrücken. Sie lachte gern und ertrug lächelnd die Demütigungen der zermürbenden Armut, welche sich aus der Ehe mit einem Spieler ergab, die sechs Kriegsjahre, in denen sie auf den Telegrammboten mit seinem komischen Hut wartete,

und die lebenslange Anstrengung, heimlich für ihr geliebtes erstes Kind, David, zu sorgen.

Und später, als der Starruhm kam – Junge, hat meine Mutter dafür gesorgt, dass ich auf dem Boden bleibe!

Als ich erwachsen war (ein bisschen) und mich niedergelassen hatte (eine Weile), luden meine Frau Shakira und ich meine Mutter jeden Sonntag zum Mittagessen in unser Haus in Windsor ein. Manchmal war nur die Familie anwesend, hin und wieder aber auch Freunde – inzwischen oft sehr erfolgreiche Freunde aus dem Filmgeschäft. An einem Sonntag, es muss kurz nach Beendigung der Dreharbeiten von *The Man Who Would Be King*³ gewesen sein – ein in den 1970ern gedrehter Film über die Abenteuer zweier Raubeine in einem entlegenen, erfundenen Land bei Indien –, waren der große Regisseur John Huston und der Produzent John Foreman, die zusammen mit meinem Filmpartner Sean Connery die Arbeit an diesem Film zu einem reinen Vergnügen gemacht hatten, gerade dabei, den Sonntagsbraten zu vertilgen, als meine Mutter John Foreman in ein ernstes Gespräch über den Milchpreis verwickelte. Dieser beschäftigte sie damals, weil Milch gerade zwei Pence teurer geworden war, und John stimmte ihr zu, dass das schrecklich sei. Meine Mutter ist immer sie selbst geblieben und hat immer alle gleich behandelt.

Sie hatte ein hervorragendes Gespür für Leute. Sie wusste, wer das Herz am rechten Fleck hatte und wem man vertrauen konnte. Und sie wusste, das war es, was bei einem Menschen wirklich zählte. Ich erinnere mich noch an eine Party in den 1970ern in meinem Haus, die von berühmten, erfolgreichen

3 Im Folgenden sind nur die Originaltitel aufgelistet. Die entsprechenden deutschen Filmtitel finden Sie im Titelregister bzw. in der Filmografie. (Anm. d. Red.)

Leuten nur so wimmelte – Peter Sellers und Liza Minnelli waren da, Sean Connery, Nanette Newman, Roger Moore –, und meine Mutter fragte mich leise: »Wer ist das da drüben?«

Ich folgte ihrem Blick durch den Raum voller Stars und sagte: »Das ist eine sehr berühmte Schauspielerin, Mum. Sie ist wirklich sehr berühmt.« Und ich nannte meiner Mum den Namen der Schauspielerin. Sie war wirklich überaus berühmt, sehr schön, temperamentvoll, der strahlende Mittelpunkt der Party.

»Ich mag sie nicht«, sagte Mum und spitzte den Mund. »Ich mag sie wirklich nicht.«

»Wieso, Mum?«, sagte ich.

Und meine Mum sagte: »Sie hat in diesem Raum mit allen geredet, außer mit der alten Frau: mir. Sie hat mit keinem geredet, der alt ist.«

Man kann sich leicht von all dem Glamour blenden lassen, wenn man nicht ein paar vernünftige Menschen hat, die dafür sorgen, dass man auf dem Boden bleibt.

Viel einfacher und viel wichtiger war, dass meine Mutter mir und meinen beiden Brüdern (den beiden vielleicht sogar ein bisschen mehr als mir, weil ich normalerweise auf mich selbst aufpassen konnte) ihre unkomplizierte, bedingungslose, hingebungsvolle Liebe schenkte. Was mir von den Weihnachtsfesten meiner Kindheit am deutlichsten im Gedächtnis geblieben ist, ist nicht, dass mein Vater im Krieg war oder dass es nur wenige Geschenke gab, sondern dass meine Mutter eine steinhart gewordene Leckerei – das letzte Überbleibsel unserer Weihnachtsration – mit einem Tranchiermesser attackierte und versuchte, sie gerecht zu zerteilen, damit keiner der Söhne das Gefühl hatte, bevorzugt zu werden. Als das Messer abrutschte und sie sich ein Stück aus dem Daumen schnitt, verschwand sie einen Moment, kam mit verbundenem Daumen zurück und machte sich wieder daran, die Süßigkeit zu zerteilen, bis

diese sich endlich ihrem Angriff ergab. (Mein Vater hat mich auch geliebt, aber er konnte es nicht so gut zeigen.)

Wenn man Liebe bekommen hat, kann man sie auch anderen geben. Zu Beginn ihres Lebens, als ich jung und pleite und verzweifelt war, war ich für meine erste Tochter Dominique nicht immer der Vater, der ich sein wollte. Aber was ich als Vater von Dominique und später meiner zweiten Tochter Natasha und als Großvater von drei wunderbaren Enkelkindern richtig gemacht habe, habe ich von Mum gelernt und von der Art, wie sie ihren drei Söhnen bedingungslose, unvoreingenommene, unermüdliche Liebe schenkte.

Ich möchte sogar sagen, dass meine Mutter mir in gewisser Weise die Frau geschenkt hat, mit der ich seit siebenundvierzig Jahren verheiratet bin, Shakira. Ich habe die Geschichte oft erzählt, wie ich ihr zufällig begegnet bin, ihr nachlief und mich hoffnungslos in sie verliebte, und Shakira hat mich gebeten, sie hier nicht schon wieder zu erzählen. Wenn Sie also diese unglaubliche, unwahrscheinliche Geschichte der größten Glückssträhne, die ich je hatte, nicht kennen ... tut mir sehr leid, aber Sie werden sie woanders suchen müssen. Aber nicht so viele Leute kennen die Geschichte, warum diese umwerfende, selbstbewusste, intelligente Frau sich ausgerechnet in mich alten Tropf verliebte. Ich hatte immer angenommen, mein lässiger Cockney-Charme, meine Eleganz und mein gutes Aussehen hätten Shakiras Herz im Sturm erobert, bis ich eines Tages hinter einer Tür stand und ein Interview belauschte, das meine Frau einer Zeitung gab. »Was hat Sie an Michael besonders beeindruckt?«, fragte der Journalist, und ich hörte ihre Antwort: »Die Art, wie er seine Mutter behandelte.«

Die meisten erfolgreichen Menschen haben eine Geschichte über einen großen Lehrer zu erzählen, und ich bin da keine Ausnahme. Die Leiterin der Dorfschule, auf die ich in Norfolk

ging, war eine furchteinflößende und grimmig dreinblickende Frau von etwa sechzig Jahren namens Miss Linton. Sie hatte eine für Frauen ungewöhnliche Frisur – ähnlich der meines Vaters, wie ich fand –, war unverheiratet, rauchte hundert Zigaretten am Tag und war zu uns Kindern sehr streng. Aber nach einiger Zeit wurde ihre Haltung mir gegenüber milder. Sie begann sich mehr für mich zu interessieren, gab mir Extrastunden, empfahl mir bestimmte Bücher, brachte mir das Pokerspielen bei, um meine Mathekenntnisse zu verbessern, und brachte mich schließlich durch die Prüfung für ein Oberschul-Stipendium. Ich habe sie nie glücklicher gesehen als an dem Tag, an dem sie über den Dorfanger gerannt kam, um mir zu erzählen, dass ich bestanden hatte: als erstes Kind überhaupt aus der Dorfschule.

Miss Linton war wohl der erste Mensch außerhalb meiner Familie, den ich geliebt habe. Anfangs seltsam und furchteinflößend und letztlich eine inspirierende Figur, die die Richtung meines Lebens verändert hat, war sie für mich eine frühe Charakterstudie. Hätte sie ahnen können, dass sie dem Jungen, den sie wie einen Sohn behandelte, die wichtigste Lektion beibrachte – dass die Menschen nicht immer so sind, wie sie zuerst erscheinen?

Ich ging auf die Oberschule, machte aber nicht viel daraus. Ich hasste die Schule, auf die ich geschickt wurde, als der Krieg endlich vorbei war (und ich bin sicher, dieses Gefühl beruhte auf Gegenseitigkeit), und ich schwänzte sie, so oft ich konnte. Von diesem Punkt an kam meine Bildung vor allem aus zwei Quellen: Büchern und Filmen. Bücher wie *Die Nackten und die Toten* von Norman Mailer und *Verdammt in alle Ewigkeit* von James Jones, und Filme wie *The Treasure of the Sierra Madre*, *The Maltese Falcon* und *The African Queen* von John Huston erlaubten mir die Flucht aus der düsteren, deprimierenden Alltagswirklichkeit des Lebens in

der Nachkriegszeit und zeigten mir, dass die Welt größer war als die wenigen Ecken, die ich hinter dem Schutt der Bombentrichter und durch den dichten Londoner Smog sehen konnte. Ich kann keinem, der es im Leben zu etwas bringen will, empfehlen, die Schule zu schwänzen, aber wenn man es unbedingt tun will, kann man keine ergiebigere Ersatzbildung finden als das Kino und die öffentliche Bücherei.

»Elephant« (so nannten alle Bewohner die Gegend Elephant and Castle, und am besten garnierte man für eine Extraportion Drohung den Begriff mit einem starren Blick, ohne zu blinzeln) war eine raue Wohngegend. Ich lernte schon sehr früh, wie wichtig es war, dort Freunde hinter sich zu haben.

In den 1950er-Jahren galten in Elephant die Spivs als gefährlichste Straßengang und nach ihnen kamen die Teddy Boys, die Kinder der Spivs. Diese Banden waren aggressiv, gewalttätig, unberechenbar und gefährlich. Was sollte ich als blasser, magerer Fünfzehnjähriger tun? In dieser Gegend hatte man allein keine Chance. Ich musste mich also selbst einer Gang anschließen. In meiner waren wir meistens sehr witzig und sehr ruhig. Wir waren nicht auf Ärger aus.

An all das wurde ich erinnert, als ich 2009 wieder in Elephant war, einen Film mit dem Titel *Harry Brown* drehte und einige Jungs aus der Gegend kennenlernte, die anfangs bei den Dreharbeiten herumlungerten und schließlich tatsächlich im Film auftauchten, der ersten Arbeit des jungen, talentierten Regisseurs Daniel Barber. Ich war überrascht und freute mich, dass diese jungen Kerle bereit waren, mit einem alten Mann wie mir über ihre Lebensumstände zu reden, und als wir darüber sprachen, wurde mir klar, wie trostlos das Leben in meinem Heimatviertel inzwischen geworden war. Unser Fertighaus war klein gewesen, aber trotz allem war es unseres: Wir hatten unseren eigenen kleinen Garten, unseren eigenen

Zaun, unsere eigene Haustür, und hinter ihr gab es eine liebevolle Familie und eine anständige Erziehung.

Diese Jungs wohnten in verkommenen Hochhausblocks voll gefährlicher Ecken und Durchgänge, viele hatten einen schwierigen Familienhintergrund und hatten in der Schule aufgegeben, und statt des Alkohols und der Faustkämpfe meiner Jugend gab es Drogen, Schusswaffen und Messer. Und am allerschlimmsten: Es gab für sie nichts zu tun und keinen Ort, an den sie gehen konnten.

Vielen Leuten ist dies nicht klar: Wenn wir Jungs Gangs bilden, geht es nicht darum, andere anzugreifen. Für die meisten von uns geht es darum, dass keiner uns angreift. Junge Leute, die sich Banden anschließen, sind keine schlechten Kerle: Sie treffen eine rationale Entscheidung, um sich vor Unheil zu schützen.

Damals habe ich, ohne es wirklich zu begreifen, auch ein paar nützliche Fertigkeiten erworben. Ich habe gelernt, mit Schauspielerei durchzukommen: Ich tat so, als wäre ich hart und furchtlos, obwohl ich in Wahrheit immer Angst hatte und überhaupt nicht tough war. Und ich lernte, hinzusehen und zuzuhören: Leute aufmerksam zu beobachten, um schnell ihr Wesen und ihren Gemütszustand zu erfassen. Böswillig? Vertrauenswürdig? Unberechenbar?

In meinen Jahren als arbeitsloser Schauspieler ließ meine Gang mich fallen: Ich konnte es mir nicht leisten, eine Runde im Pub zu bezahlen, und einen Schauspieler werteten sie als »schwul« ab, und so war ich draußen. Inzwischen war ich Teil einer neuen Gang aus anderen arbeitslosen Schauspielern, Schriftstellern und Musikern. Niemand ging mit Messern auf uns los, aber wir mussten einander auf andere Art beistehen. Jetzt, in meinem neunten Lebensjahrzehnt, fallen meine Freunde um wie die Fliegen, und ihnen beizustehen bedeutet jetzt meistens, zu ihrer Beerdigung zu gehen. Wichtig ist dieser

Punkt: Ob man sie Gang nennt oder Kumpel oder Kameraden, niemand kommt weit ohne Freunde – Leute, die einen mögen für das, was man ist, und die hinter einem stehen. (Und wer es ohne Freunde versucht, hat unterwegs nicht viel Spaß.)

Als ich achtzehn war, wurde ich zusammen mit allen anderen Jungs meiner Gang zu zwei Jahren Militärdienst eingezogen. In meinem Fall hieß das: zwei Jahre als Infanterist in der britischen Armee.

Wenn meine Mutter begonnen hatte, einen Mann aus mir zu machen, als mein Vater wegging, um im Zweiten Weltkrieg zu kämpfen, und wenn meine Jahre als Teenager, in denen ich mir einen sicheren Weg durch Elephant suchte, mich für das Überleben auf der Straße fit gemacht hatten, dann vollendete der Militärdienst den Job, als er mich in den Koreakrieg schickte. Damals war die Dienstzeit die schlimmste Erfahrung meines Lebens. In der warmen Behaglichkeit des Rückblicks ist sie immer noch die verdammt schlimmste Erfahrung meines Lebens bis dahin und seitdem. Ich sehe aber auch, dass sie eine der wertvollsten war.

Die Grundausbildung war eine Übung in körperlicher und geistiger Demütigung. Ich kann mich nicht erinnern, in diesen ersten acht Wochen jemals irgendwohin *gegangen* zu sein: Wir rannten, wir hetzten über das Übungsgelände, wir marschierten, exerzierten, rannten noch mehr. Wenn wir wach waren und gerade nichts von alledem taten, hatten wir unsere schlecht sitzenden Uniformen und abgenutzten Ausrüstungsteile zu reinigen und zu polieren. Sie passten nicht, oft funktionierten sie nicht, aber immerhin waren sie makellos sauber und glänzten. Hierzu wurden wir nachdrücklich ermuntert von humorlosen, brüllenden Sergeants, deren ermüdende Aufgabe es war, dieses Lumpenpack, ein Sammelsurium von Englands bester Jugend, zu ertüchtigen.

Als Teil der alliierten Besatzungstruppen im Nachkriegsdeutschland hatte ich fast dauernd Strafdienst wegen des Vergehens, kein Analphabet zu sein; diese seltene Fertigkeit nutzte ich dazu, die Armeevorschriften zu lernen und, genauer, herauszufinden, wie weit wir gehen konnten, ohne sie wirklich zu übertreten. Mein Jammerdasein von Leben bestand aus Kartoffelschälen, Wachdienst während alle anderen Stadtausgang hatten, und einmal musste ich die Dielenbretter des Wachlokals mit Hilfe einer Packung altmodischer Rasierklingen sauber kratzen.

Wie sehr ich mich doch nach diesen Kartoffeln und Rasierklingen sehnte, als ich in Korea in meinem Schützengraben à la Erster Weltkrieg saß, in Gesellschaft von mehreren hundert Exemplaren der kühnsten und gerissensten Ratten der Welt, und mich am 38. Breitengrad etwa zwei Millionen arg unwirscher Chinesen gegenüber sah.

Als ich nach Korea geschickt wurde, hatte ich Angst davor, ich könnte ein Feigling sein. Ich könnte weglaufen. Mehrmals habe ich geglaubt, ich würde gleich sterben: als Wachtposten in meiner ersten Nacht an der Front; unter Feuer von Scharfschützen; bei der Begegnung mit einer zwei Meter langen Schlange. In solchen Situationen stellte ich fest, dass ich kein Feigling war. Ich war zu Tode erschrocken, aber kein Feigling. Zweifellos lag das zum Teil an meiner Militärausbildung. Und zum Teil hatte mich mein harter Hund von Vater immer dazu ermuntert, alles zu geben, wenn er auf Knien mit mir boxte und jeden Kampf damit beendete, dass er mich ausknockte und verkündete: »Du hast verloren.« Aber ich glaube, es war auch etwas in mir. Ich hatte nur nicht gewusst, dass es existierte.

In einer schwarzen, feuchten, von Moskitos verseuchten Nacht war ich an der Reihe, mit zwei Kameraden und einem Offizier im Niemandsland auf Patrouille zu gehen. Mitten im

freien Gelände rochen wir Knoblauch, und das versetzte uns in Panik. Die chinesischen Soldaten kauten Knoblauch wie die Amerikaner Kaugummi, und der Geruch war immer das erste Anzeichen für Probleme. Noch Jahre später kostete es mich einige Überwindung, Speisen mit Knoblauch zu essen. Genauso ging es mir mit Olivenöl, das meine Mutter uns in die Ohren träufelte, um das Ohrenschmalz herauszuholen. Die Vorstellung, es auf Salat zu gießen und zu essen, war mir damals zuwider, aber inzwischen ist sie es nicht mehr. Ich bin zivilisiert und taub geworden.

Egal, zurück zum drohenden Tod. Als meine vierköpfige Patrouille in dieser Nacht im Niemandsland in einen Hinterhalt geriet, empfand ich keine Angst, sondern Wut, glühendheiße Wut beim Gedanken, dass ich an diesem schrecklichen stinkenden Ort ohne jeden Grund getötet werden sollte, bevor ich überhaupt eine Chance gehabt hatte zu leben, bevor ich auch nur einen meiner Träume hatte realisieren können. Ich beschloss, wenn ich denn sterben sollte, würde ich so viele Leute wie möglich mitnehmen. Ich wollte mir den Weg freikämpfen. Die anderen stimmten zu. Wir stürmten auf den Feind los.

Der Feind, stellte sich heraus, war nicht da. Wir und unsere Gegner rannten die ganze Nacht wild umeinander her, und irgendwann fand unsere Vierer-Patrouille einen sicheren Rückweg zu unseren Stellungen. Unsere Gesichter waren von Moskitostichen übersät und angeschwollen. Wir waren kaum wiederzuerkennen, sahen scheußlich aus und waren erschöpft. Aber für mich hatte diese Nacht immer große Bedeutung. Ich hatte, wie ich dachte, dem sicheren Tod gegenüber gestanden und war kein Feigling gewesen. Und ich hatte noch etwas über mich gelernt, was mir für den Rest des Lebens bleiben würde: Wenn jemand auf mich losgehen will, sollte er sich lieber darauf vorbereiten, einen hohen Preis dafür zu bezahlen, weil

ich kämpfend untergehen werde. Ich will keinem etwas Böses. Aber wenn einer versucht, mich einzuschüchtern oder zu bedrohen – wenn einer mir an den Kragen will –, wird er dafür zahlen müssen, denn ich werde mich sehr teuer verkaufen.

Als unser Jahr in Korea vorüber war, marschierten wir aus dem Lager, während unsere Nachfolger hereinmarschierten. Sie waren neunzehn – nur ein Jahr jünger als wir –, aber als wir an ihnen vorbeimarschierten, sah ich in ihre Gesichter und in die meiner Kameraden. Wir sahen fünf, vielleicht zehn Jahre älter aus. Wir waren erwachsen. Wir waren auf Herz und Nieren geprüft worden. Wir wussten jetzt, was es mit dem Leben auf sich hatte. Und ich, ich hatte dem Tod ins Auge geschaut und war glücklich, noch am Leben zu sein, und noch entschlossener als je zuvor, etwas aus meinem Leben zu machen.

Was ich im Militärdienst gelernt hatte, war dies: Tu alles, um zu vermeiden, Infanterist in einem Krieg zu sein. Selbst wenn man das Glück hat, unverletzt zu überleben, wird es absolut und unvorstellbar grausam sein. Andererseits habe ich danach ziemlich schnell begriffen, was Glückseligkeit bedeutet: Wenn man einmal an Manövern in Korea teilgenommen hat, erweist sich alles andere als ein ziemlich großes Vergnügen. Den Rest meines Lebens habe ich jeden einzelnen Moment bewusst genossen, vom Moment, wo ich die Augen öffne, bis zum Zeitpunkt, an dem mein Kopf wieder das Kissen berührt.

Krieg ist furchtbar und abscheulich, und ich wünsche es keinem jungen Menschen, so etwas zu erleben. Ich würde von niemandem verlangen, irgendwohin zu gehen oder etwas zu tun, wobei man getötet oder verwundet werden kann. Aber ich glaube an den Wert eines Militärdienstes in Friedenszeiten. Sechs Monate harte Arbeit und Disziplin – meilenweit rennen bei strömendem Regen, Hindernisstrecken bewältigen, verdreckte Ausrüstung nach irrsinnigen Maßgaben reinigen,

Befehle befolgen und lernen, wie man sein Land verteidigt – geben einem Werte und ein Gefühl von Zugehörigkeit, die ein Leben lang bleiben. Ich weiß, das klingt altmodisch. Aber für die jungen Leute heute, da die meisten anständigen Jobs ein gutes Bildungsniveau verlangen und Telefone und iPads sie dauernd ablenken, sind, wie ich glaube, Disziplin und ein Gefühl von Sinnhaftigkeit wichtiger als je zuvor.

Vergessen Sie reich und berühmt: Finden Sie heraus, was Sie lieben

Aus meinem Mund mag das komisch klingen, aber für alle, die versuchen, reich und berühmt zu werden, lautet mein Rat: Lassen Sie es.

Als ich jung war, ist das nie mein Ziel gewesen. Die Leinwandidole, die ich jeden Samstagmorgen im Kino angebetet habe – Marlon Brando, Spencer Tracy, Cary Grant, Clark Gable und mein größter Held, Humphrey Bogart –, waren ansehnlich und schön, breitschultrig, sonnengebräunt und hatten strahlend weiße Zähne, mondäne Filmgötter, Bewohner eines Glamour-Himmels namens Hollywood, und ich war ein schlaksiger Junge aus der Arbeiterklasse mit großer Nase.

Mit meinem Aussehen und meinem Akzent würde ich nie ein Star werden, das wusste ich genau. Diese Welt war weit entfernt, unerreichbar. Damals in den 1940ern und 1950ern sagte ein Akzent nicht nur, woher man kam, sondern auch, wohin man gehen würde, und das war nirgendwohin, wenn man wie ich einen Cockney-Akzent hatte.

Ich träumte nicht davon, reich und berühmt zu werden. Das war nicht mein Ziel. Aber schon mit jungen Jahren fand ich etwas, das ich gern tat: Schauspielen. In einem Leben voller

glücklicher Zufälle war dies das größte Stückchen Glück, das ich je hatte.

Zum Schauspielen kam ich durch meine andere große Liebe. Mit vierzehn – picklig, mager und scharf – sah ich eine Gruppe schöner unerreichbarer Mädchen durch ein Fenster in meinem Jugendclub, Clubland – einer unglaublichen, mit allem ausgestatteten Einrichtung in der Walworth Road, aus dem Nichts aufgebaut und geleitet von Reverend Jimmy Butterworth. Als ich hingerissen auf diese Schar von Schönheiten starrte, sprang die Tür auf, an die ich mich lehnte, und ich legte einen vollkommenen (und vollkommen demütigenden) Auftritt als Stolpertrottel im Theaterclub hin. Nachdem ich mich aufgerappelt hatte, ging es mir blitzartig auf. Ich war in eine Zwei-Fliegen-mit-einer-Klappe-Situation gestolpert. Ich konnte spielen lernen, um nach Hollywood zu gelangen, und in der Zwischenzeit würde ich, wenn ich genug Liebesszenen spielte, vielleicht irgendwie meinen ersten Kuss kriegen. So kam ich aus lauter falschen Gründen zum Schauspielen, aber als ich erst einmal so weit war, habe ich nie zurückgeschaut.

Der Versuch, zu beschreiben, warum man das gern tut, was man gern tut, ist ein bisschen wie der Versuch, zu beschreiben, warum man eine Person liebt, die man liebt, oder warum Blau die persönliche Lieblingsfarbe ist. Es fühlt sich ganz offensichtlich und doch unerklärbar an, wieso Aquamarin der ansprechendste Farbton und deine Liebste die eindrucksvollste Person ist, der du jemals begegnet bist. Genauso kommt es mir unbestreitbar wahr und zugleich unerklärbar vor, dass Schauspielen der größte Spaß ist, den man haben kann, ohne ein Gesetz zu brechen.

In meiner allerersten Rolle für den Jugendclub von Clubland spielte ich einen Roboter, der nur eine Zeile hatte. Es war eine bescheidene Rolle, für die ich, wie ein sarkastischer und ziemlich unbarmherziger Kritiker feststellte, bestens geeignet